

NEU AUF DVD

The Delta

Eine Jugend am Mississippi, der Erstlingsfilm von Ira Sachs, 1996, autobiografisch, aber von großem internationalen Kino inspiriert. Das Doppelleben des jungen Lincoln Bloom in Memphis, der sich, wohlgezogener Sohn aus gutbürgerlichem Haus, abends in den schwulen Bars der Stadt rumtreibt, auf Identitätssuche. „Ich stritt mit Fassbinder, lernte von Cassavetes, schrieb Pasolini um.“ 2007 hat Ira Sachs dann die Ehekomödie „Married Life“ mit Chris Cooper und Patricia Clarkson, 2011 die New Yorker Schwulen-Love-Story „Keep the Lights Out“ gedreht. Lincoln trifft Minh, ein Kriegskind, Sohn einer Vietnamesin und eines schwarzen GI, er fährt mit ihm den Mississippi hinauf, wie einst Huck Finn. Das Outing braucht Zeit, Coming of Age ist nie linear, sondern verschlungen, mäandierend. Kein schwüles Drama, ein Reisender nimmt Lincoln mit in sein Motel, für eine Liebesszene, die ganz diskret und rituell ist, auf Distanz. (Edition Salzgeber)

Aftershock

Ein Erdbeben in Chile, das Chaos danach, wie der Kater nach einer wilden Party, ein Tsunami ist auch schon avisiert. Regie Nicolás López, ein Komödienmann, Produktion Eli Roth, ein Handelsreisender in Sachen Horror, in Bratislava hat er das „Hostel“ etabliert, er war einer von Tarantinos „Inglourious Basterds“. On location gefilmt, in Trümmern des Erdbebens von 2010. Ein Peter-Pan-Neverland. Roth spielt einen Amerikaner, der sich im Land rumtreibt mit Kumpels und Girls. Jews are not meant for tragic, erklärt er mal, we can't handle it well. Sein Ende ist horrend – abgefackelt! Sein schlimmster Horrormoment war der „Exorzist“, aber die Mutter habe ihn beruhigt: Keine Angst, wir sind Juden, wir glauben nicht an den Teufel. (Universum)

To the Wonder

Ein Katastrophenfilm von Terrence Malick, schwer unterschätzt im vorigen Jahr. Verstört stapft Ben Affleck durch toxisch versuchtes Industriegebiet, seine Versuche, sein Leben einzurichten, scheitern. Noch mal Captain Smith und Pocahontas, von denen Malick in „The New Land“ erzählte. Erst bringt er Olga Kurylenko aus Europa in seine Heimat Oklahoma, als die verstört flieht, geht er zurück zur Jugendfreundin Rachel McDams. Die eigentliche Katastrophe ist der kulturelle Clash, Europa, Paris, Mont St. Michel. Alles strömt, die Menschen finden nie Platz in den Einstellungen, und die Filme haben auch keinen Anfang und kein Ende mehr. (Arthaus)

Phantom Lady

Ein klassischer urbaner Nachtmahr, einer der großen subversiven films noirs von Robert Siodmak. Die darin von der Norm abweichend, schrieb Frieda Grafe, „dass die fatalen Frauen, ein fester Bestandteil des Genres, nicht eigentlich die Gefahr sind, als die sie in den Männerphantasien der anderen schwarzen Filme erscheinen.“ Mit der Phantom Lady hat ein einsamer Mann eine Nacht verbracht, danach ist sie wie Aschenputtel verschwunden. Zu Hause hat ihn die Polizei erwartet und als den Mörder seiner Frau verhaftet. Elisha Cook gibt einen ekstatischen Schlagzeuger. Die Vorlage ist vom legendären Cornell Woolrich, der in keiner seiner Stories einen Zweifel daran lässt, dass jede mystische Anwandlung am Ende sich schäbiger Taschenspielerlei verdankt. Mehr von Woolrich am Wochenende in der Noir-Retro im Münchner Filmuseum. (Koch Media)

Frauenarzt Dr. Sibelius

Eine klassische Artur-Brauner-Produktion, Regie Rudolf Jugert. Liebe 62 in Deutschland, Lex Barker, der gerade als Old Shatterhand durchstartet und bald drei Filme mit Robert Siodmak drehen wird, als Frauenarzt, von den Frauen angehimmelt, was seine Frau, Senta Berger, voll traumatisiert. Barbara Rütting als Jugendliebe, eine Reporterin, die keine Nacht am gleichen Ort bleibt. Die Ärzte sind, genregemäßig, Royals der Nachkriegszeit, in ihren Sprechstunden halten sie Hof, und das Ehebett steht frei im Schlafzimmer. Wenn Barker nachts aus der Praxis kommt, zieht er sich im Bad um, Berger sieht nur Schatten an der Wand. Gespenstisch, eine Phantom-Ehe. (Pidax)

FRITZ GÖTTLER

Digitale: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Zyklop mit Zigarette

In den Sechzigerjahren wandte sich der Maler Philip Guston ab vom abstrakten Expressionismus. Das wurde von vielen als Verrat empfunden. Doch Guston wurde dadurch, in Frankfurt ist das jetzt zu sehen, zu einem großen Maler

VON GEORG IMDAHL

Wenn Philip Guston in den frühen Morgenstunden in der Küche saß und, mit einem letzten Drink in der Hand, durchs Fenster auf sein Atelier blickte, dachte er manchmal: „Dort draußen habe ich eine Welt von Menschen zurückgelassen“, eine, „die realer ist als die Welt, die ich vor mir sehe“. Dagegen würde ihm der Gedanke wenig Spaß machen, im Atelier „eine Welt von Beziehungen und Streifen“ hinterlassen zu haben. Das war in den 1970er Jahren in Woodstock, fern von New York, wo Guston als Maler des Abstrakten Expressionismus berühmt geworden war. Seine erfolgreiche Vergangenheit interessierte den Maler aber nicht mehr, seitdem er 1965 in eine Krise gestürzt und in ihrer Folge auf die figurative Malerei zurückgekommen war, die er schon als Halbwüchsiger praktiziert hatte. Nichts ödete ihn nun mehr an als ein Ateliergespräch mit dem Tenor „Das Grün in dem Bild da funktioniert gut, das Blau dagegen nicht so richtig“.

Kollegen ließ er deshalb kaum noch ins Studio. Inspirierender fand Guston das Gespräch mit Literaten wie Philip Roth oder seiner Frau, der Schriftstellerin Musa McKim. Sie äußerten ohne Umschweife Gefühle und sprachen die Geheimnisse an, die sie in seinen Bildern sahen – anstatt über formale Qualitäten zu fachsimpeln oder gar einer geheiligten Abstraktion zu huldigen. Deren Autonomie hielt der späte Guston für die Lebenslüge der modernen Kunst, was er für sich selbst umso besser beurteilen konnte, als er ihr selbst erlegen gewesen war.

Um 1966 glaubte Guston, dass die Abstraktion lächerlich sei . . .

Um 1966 reifte in ihm dann die Ansicht, die Reinheit der Abstraktion sei „lächerlich“, ja, „erbärmlich“. Ausnahmslos alle Malerei sei „unrein“. Guston bestritt sogar die Existenz ungegenständlicher Kunst, denn alles habe irgendeine Gestalt. Wenn er damals zur Vernissage von Malern der New York School in Manhattan eingeladen wurde, von Barnett Newman oder Mark Rothko, redete er sich mit Lügen wie ausfallenden Zähnen und anderen Unpässlichkeiten heraus, um bloß nicht erscheinen zu müssen: „Es war eine derartige Erleichterung, nichts mehr mit moderner Kunst zu tun zu haben.“

Die Geschichte jener Ausstellung in der Marlborough Gallery in New York, mit der sich Guston 1970 vor den Augen der Kritiker, Kollegen, Kuratoren und Sammler von der Abstraktion verabschiedete, ist Legende. Und ein Fallbeispiel der Kunstsoziologie: Ein Maler der hehren New York School war von der Fahne gegangen, und das Urteil musste, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, natürlich vernichtend ausfallen. Gustons Renommee war augenblicklich annulliert. Der Maler fühlte sich, wie er später bekannte, „exkommuniziert“. Von einem auf den anderen Tag kündigte ihm Morton Feldman die jahrzehntelange Freundschaft auf. Erst am Sterbepett sollte der Musiker 1980 wieder den Kontakt zu Guston aufnehmen, den er einst John Cage begeistert empfohlen hatte. Anschaulich schilderte der abtrünnige Maler, wie lange



Als Philip Guston 1969 „The Studio“ malte, hatte er sich gerade erst vom abstrakten Expressionismus losgesagt. Dass sein neuer Malstil bei seinen früheren Freunden keine Begeisterung auslöste, ist nur zu verständlich. FOTO: THE ESTATE OF PHILIP GUSTON

er, in Italien auf Reisen, die Lektüre all der Verrisse vor sich her schob, bis er den Artikel von Hilton Kramer in der *New York Times* las – und diese „Kritik eines Teufels“ in einen Kanal in Venedig warf, um sich von der öffentlichen Meinung auch symbolisch zu emanzipieren. Doch zur Wahrheit seiner Zäsur und ihrem dröhnenden Echo gehört auch dies: Der abstrakte Philip Guston der Fünfziger, Sechzigerjahre war ein interessanter, aber kein überragender Maler, als Expressionist ohnehin eher überschätzt. Was er damals gemalt hatte, war nicht wirklich expressiv, eher ein milder Spätimpressionismus im Fahrwasser von Monets Seerosen, der sich mit der Zeit etwas ruppiger gebärdete. Das dürfte der selbstkritische Künst-

ler seinerseits erkannt haben. Auch daher wohl die Last, die auf ihm gelegen hatte, und die Befreiung, die er empfand, als er sich von seiner Nachkriegskarriere lossagte. Kein Wunder: In der Galerie Sidney Janis war Guston neben den Bahnbrechern Pollock, de Kooning, Franz Kline, Rothko und Motherwell unter Vertrag gewesen. Erst mit seiner Wende zur Figurativität im Jahr 1966 sollte er zum Schwergewicht eigener Geltung werden.

Als Guston also Guston wurde: An diesem Punkt setzt eine Ausstellung in der Frankfurter Schirn Kunsthalle an. Sie zeigt erstmals die mit Tinte auf Papier gezeichneten „Poem Pictures“, in die Guston Verse befreundeter Poeten wie Stanley Kunitz, Clark Coolidge und Bill Berkson oder von

seiner Frau Musa integrierte. Comiczeichner wie George Herriman und Bud Fisher hatten ihn angeregt, doch ausgerechnet Robert Crumb, an den sein eigenes, krudes Alter Ego, der pausbäckige, bartstoppelige Kugelkopf besonders stark erinnert, hatte Guston nach eigenem Bekunden erst später wahrgenommen.

Was er im Schaffensfuror der letzten zehn Jahre auf die Leinwand bringt, verbindet sich zu einer Metapher von Einsamkeit, Melancholie und Paranoia. Der 1913 als Philip Goldstein in Montreal geborene Guston malt einen großen Alptraum. Sich selbst will er programmatisch ein Fremder bleiben und den „Zweifel zur Form“ werden lassen. Der späte Guston möchte die Dinge um ihn herum malen, als hätte er sie

Was die Schwarmintelligenz übersieht

Eine aktuelle Studie belegt Fälschungen und Manipulationen auf Wikipedia, die von kommerziellen Interessen gesteuert sind

Der Erfolg der Online-Enzyklopädie Wikipedia und ihr Ruf, transparent, unabhängig und unbestechlich zu sein und objektives Wissen zu vermitteln, zieht auch Autoren an, welche die Einträge dort zu unlauteren Zwecken missbrauchen: Sie polieren als „Paid Editors“ im Auftrag von Kunden Firmenhistorien, sie radieren Konkurrenten und ihre Produkte aus den Artikeln oder sie beraten die Unternehmen, wie sie sich und ihre Interessen dauerhaft dort niedergelegt finden können – in Link-Listen etwa. Der Journalist Marvin Oppong hat sich mit diesen Machenschaften beschäftigt. An diesem Montag veröffentlicht die gemeinnützige Otto-Brenner-Stiftung zur Wissenschaftsförderung seine Studie über verdeckte Werbung bei Wikipedia.

SZ: Warum ist Wikipedia so bedeutend? Marvin Oppong: Wikipedia ist eine der wichtigsten Wissensquellen weltweit. Mehr als 70 Prozent aller Internet-Nutzer konsultieren die Online-Enzyklopädie, sogar in Gerichtsurteilen wird darauf verwiesen. Wikipedia hält Wissen bereit, das es woanders nicht gibt. Es ist das größte kollaborative Projekt der Menschheit. Man überlegt sogar, es zum Weltkulturerbe zu erklären. Gedruckte Konkurrenzprodukte wie der Brockhaus und die Encyclopædia Britannica wurden eingestellt. Kurz: Wikipedia wird immer wichtiger für die Wissensvermittlung und öffentliche Meinungsbildung.

Sie haben sich mit den dunkleren Seiten von Wikipedia beschäftigt: mit PR und Geschäftsklitterung, mit geschönter Darstellung, Halbwahrheiten und der Tilgung von Passagen, die jemandem unliebsam erscheinen.

Es gibt professionelle Trittbrettfahrer. Sie werden von Unternehmen dafür bezahlt, sich den Erfolg von Wikipedia zunutze zu machen und PR im Sinne ihrer Auftraggeber dort unterzubringen. Ihr Auftrag lautet, die Kunden auf dieser bedeutenden

Plattform für mutmaßlich objektives Wissen in möglichst positivem Licht erscheinen zu lassen.

Sind diese Fälle so häufig, dass man sich ernsthaft darum kümmern muss? Es sind jedenfalls keine Randphänomene. Wikipedia-Artikel werden immer wieder manipuliert. Mit der Software Wiki-Scanner lässt sich beispielsweise ermitteln, dass Artikel über Unternehmen von Computern mit IP-Adressen eben dieser Unternehmen verändert wurden. Das kommt nicht selten vor.

Können Sie Beispiele nennen?

Ich habe herausgefunden, dass von einer IP-Adresse, die Daimler gehörte, in den Jahren 2005 und 2006 vierundzwanzig Änderungen am Wikipedia-Eintrag der Daimler AG vorgenommen und dabei Passagen gelöscht wurden. Darin ging es um die NS-Vergangenheit des Unternehmens und die Beschäftigung von Zwangsarbeitern während des Krieges. Noch 2012 tilgte man von einer Daimler-IP-Adresse aus Passagen zu Lobbying-Aktivitäten dieses Unternehmens. Von IP-Adressen, die zu BASF führ-

Es gibt PR-Agenturen, die sich auf das Frisieren von Wikipedia-Artikeln spezialisiert haben

ten, wurden ebenfalls Abschnitte zu NS-Zwangsarbeitern getilgt. Der Wiki-Scanner konnte ermitteln, dass von IP-Adressen der CIA aus der Eintrag des damaligen iranischen Präsidenten Mahmud Ahmadianeschad zu Fragen der nationalen Sicherheit verändert wurde. Von IP-Adressen des Vatikan aus wurde der Eintrag des irisch-republikanischen Sinn-Féin-Führers Gerry Adams manipuliert.

Also geht es nicht nur um die Umformulierung und Aufhübschung der Einträge, es geht um Manipulation von Tatsachen?

Ja. Es gibt inzwischen Berater und PR-Agenturen, die auf die Manipulation von Wikipedia spezialisiert sind und sich gezielt Einträge dort vornehmen.

Wikipedia ist ein offenes System. Man kann solche Manipulationen leicht nachverfolgen. Nach Ihrer Studie versagen also die Selbstreinigungskräfte der Schwarmintelligenz.

Sagen wir: Sie funktionieren nur bedingt. Wikipedia ist sehr groß. Pro Tag werden an die 300 neue Artikel angelegt. Es ist der Wikipedia-Community kaum möglich, alle diese Beiträge laufend zu überprüfen. Die PR-Profis arbeiten zudem sehr geschickt, oft sind es „nur“ Links auf Kundenseiten, die den Artikeln von ihnen untergeschoben werden. Man bemerkt sie kaum, doch



„Die Kompetenz der Nutzer stärken“: Marvin Oppong. FOTO: KAI-UWE HEINRICH

den Agentur-Kunden bringen sie – wegen der hohen Reichweite von Wikipedia – einen enormen Zuwachs an Seitenzugriffen.

Nun sind den Wikipedia-Machern derlei Machenschaften nicht unbekannt. Sie weisen auf die Nachverfolgbarkeit der Änderungen als Schutzmechanismus.

Stimmt. Aber welcher Normalnutzer schaut in der Versionsgeschichte eines Artikels nach, wer welche Änderungen wann vorgenommen hat? Fast keiner. Und selbst wenn jemand nachschaut, erfährt er nicht, wer sich hinter den Änderungen verbirgt. Denn die Änderungen können unter frei gewählten Benutzernamen vorgenommen werden. Oftmals steht dort auch nur eine IP-Adresse.

Ihrer Studie ist zu entnehmen, dass sogar ehemalige Wikipedia-Offizielle verdächtig sind, Manipulationen im Firmen Auftrag vorgenommen zu haben. Es gibt den Fall des ehemaligen Qualitätsbeauftragten der deutschen Wikipedia, der im Projekt „Nachwachsende Rohstoffe“ in verschiedene Artikel Produktnamen eines Unternehmens aus der Kunststoffindustrie eingefügt hat.

Wir sollten Wikipedia also nicht vorbehalten trauen. Was empfehlen Sie? Das Wichtigste: Man muss die Kompetenz der Nutzer stärken. Man muss sie besser über die Plattform informieren, und sie müssen leichter erkennen können, wer wann welche Änderungen in den Artikeln vorgenommen hat.

Welche Reformen schlagen Sie Wikipedia vor?

Zum einen müssen Personen und Institutionen identifizierbar sein, was im Augenblick nur beschränkt möglich ist. Dann muss das Problem der „Sockenpuppen-Nutzer“ gelöst werden: Damit ist gemeint, dass Personen sich unter verschiedenen Namen mehrfach an Abstimmungen und

noch gesehen, wie „von einem anderen Planeten gekommen“.

Auf singuläre Weise vereint er autobiografische Erinnerung mit der Allegorie des Ateliers als einzig möglichem Ort des Überlebens. In bescheidenen Verhältnissen als jüngstes von sieben Kindern aufgewachsen, hatte der kleine Phil den Vater, einen Lumpensammler, entdeckt, nachdem der sich erhängt hatte. Das Trauma blieb. Zum Zeichnen zog sich der talentierte Junge in einen Schrank zurück, der durch eine Glühbirne erhellt war – das nackte Accessoire wird im Spätwerk zur Chiffre einer skrupellosen Inspiration. Schon als Heranwachsender hatte Guston die Kapuzenmänner des Ku-Klux-Klan gemalt. Auch später faszinierte ihn die Möglichkeit, sich mittels Malerei mit dem Bösen auseinanderzusetzen, ja identifizieren zu können.

. . . und er bestritt dann sogar die Existenz ungegenständlicher Kunst

In einem Bild, das auf Vermeers berühmte „Malkunst“ von 1665 anspielt, steht eine solche verummte Gestalt an der Staffelei. Und immer wieder setzt Guston das Profil des Zyklopen mit dem Riesenaug und der Zigarette im Mund in Szene, dazu die derben Schuhe, die, wenn sie zum Haufen getürmt sind wie in dem Bild „Painting, Smoking, Eating“ von 1973, an jüdisches Schicksal erinnern.

Des Malers Hand kommt wie die Hand Gottes vom Himmel, um eine Linie auf die Erde zu zeichnen, sein Auge ist immer weit geöffnet und riesig. Allgegenwärtig sind die Utensilien aus dem Atelier: Schemel, Glühbirne, allerlei Leinwände, der Topf mit den Pinseln, eine Uhr (mit nur einem Zeiger). Manchmal legt sich Spinnwebgewebe über die Szenerie. Seine Frau Musa verewigt Guston mit einem Gemälde, auf dem nur Stirn und Frisur zu sehen sind. In malerischer Hinsicht ist es ein mit Weiß gemischtes, ins Rosa gebrochene Rot, das Guston von seinem Freund Willem de Kooning adaptiert hat. De Kooning war denn der einzige Maler, der ihn in seiner Kehre zur Figur unmittelbar bestätigte und zur „Freiheit“ des Künstlers ermutigte.

„Das große Spätwerk“ nennt die Schirn ihre Ausstellung und tönt mit dem Titel so laut wie die Videodokumentation in der auffallend kleinen Schau. Rund 80 Werke, das klingt umfangreicher, als es ist, wenn man die zahlreichen Miniformate der späten 60er bedenkt. In Zeiten der Inflation von Großausstellungen möchte man es eigentlich begrüßen, dass künstlerische Verdichtung auch mal mit einer kleineren Anzahl an Werken dargestellt wird. Doch etwas mehr hätte es schon sein können, wenn der hundertste Geburtstag des Künstlers bemüht wird. Für einen Maler vom Schlage Philip Gustons fällt die Ausstellung dann doch etwas fußnotenhaft aus.

Philip Guston – das große Spätwerk. Schirn Kunsthalle, Frankfurt, bis 2. Februar. Katalog (Strzelecki Books) 29 Euro. www.schirn.de. Vom 22. Februar bis 25. Mai in der Sammlung Falckenberg, Hamburg, und vom 4. Juni bis 7. September im Louisiana Museum, Humlebaek, Dänemark.

Welche Rolle spielen die Wikipedia-Administratoren?

Sie werden bislang nach einem intransparenten „Meinungsbild“ ernannt. Sie können sogar anonym bleiben. Dafür haben sie aber sehr viel Macht. So ist es nach den gültigen Regeln von Wikipedia nicht ausgeschlossen, dass jemand ein sehr hohes Amt bei Wikipedia innehat und gleichzeitig Unternehmen dabei berät, wie sie am besten PR für sich auf Wikipedia machen. Das Wahl- und Ernennungsverfahren muss demokratischer und einsichtiger werden.

Raten Sie davon ab, Wikipedia zu nutzen?

Natürlich nicht. Nur sind eben Reformen überfällig: Wikipedia kennt zwar jetzt schon eine Fülle von Richtlinien und Regeln. Was jedoch fehlt, sind unabhängige Kontrollgremien und ein verbindlicher Ethik-Kodex oder ein vergleichbares Statut, in dem der Umgang mit Interessenskonflikten und Sanktionen im Fall von Verstößen niedergelegt ist.

INTERVIEW: BERND GRAFF